

JÉRÔME DELAFOSSE
Schwarze Tränen

Buch

Ein Jahr nach dem offiziellen Ende des Nordirland-Konflikts hat die Kriegsreporterin Sinead McKeown alles verloren – nicht nur ihre Eltern, sondern auch ihr Mann und ihr ungeborenes Kind. Als einzige Überlebende gerät sie unter Verdacht, für die IRA zu arbeiten, und muss fliehen. Nur eins nimmt sie mit: die merkwürdige kleine Phiole, die sie in den Trümmern ihres Hauses entdeckt hat.

Paris, zur selben Zeit. Auf der Flucht vor der Polizei springt ein fast nackter Mann in die Seine. Zwei Tage später wird seine von eiternden Wunden übersäte Leiche aus dem Wasser gezogen. Kurz darauf klagen die Polizisten, die mit der Leiche befasst waren, über heftige Schmerzen. Der junge Kriminalpolizist Raphaël Zeck wird trotz der Ermittlungen des französischen Geheimdienstes mit der Lösung des Falls beauftragt ...

Autor

Jérôme Delafosse, 1972 in der Bretagne geboren, ist Fotoreporter und Filmregisseur mit den Spezialgebieten Wissenschaft und Abenteuer. Neben seinen Dokumentarfilmen für das Fernsehen schreibt er auch für *Le Figaro*, *The Sunday Times*, *The Independent*, *Der Spiegel* und *Geo*.

Jérôme Delafosse

Schwarze Tränen

Thriller

Aus dem Französischen von
Eliane Hagedorne und Bettina Runge

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Les larmes d'Aral«
bei Robert Laffont, Paris.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2015 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Editions Robert Laffont, Paris
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Limes Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Getty Images / PhotoAlto / Alix Minde

ED Herstellung: sam

Redaktion: Gerhard Seidl

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-0160-1

www.blanvalet.de

Für meine Kinder

TEIL I

Kapitel 1

County Donegal, Irland

10. Oktober 1994

Es ist Nacht.

Sinead steigt die kalte Steintreppe herunter, die im Halbdunkel liegt. Durch das Fenster fallen die Schatten der vom Wind gepeitschten Bäume und tanzen auf ihrem Arm und ihrem Gesicht.

Übelkeit quält sie.

Sie klammert sich am Geländer fest. Ihre Nägel bohren sich in das glatte Holz. Die andere Hand hat sie auf ihren Bauch gepresst. Unten angelangt, hält sie den Atem an und läuft, ohne sich umzusehen, über den Flur hinaus in den Garten. Ein eisiger Wind schlägt ihr entgegen, scheint sie förmlich zu durchdringen. Sie geht einige Schritte und sucht Schutz hinter der alten Steinmauer.

Hier ist die Nacht milder. Sinead lehnt sich an den noch warmen Granit und saugt den Duft der Blumen ein, der in der Luft liegt. Vor ihr erhebt sich das gekalkte Cottage.

Die roten Läden sind noch geöffnet. Hinter dem erleuchteten Fenster im ersten Stock sitzt Gari und schreibt. Sie stellt sich seine halb geschlossenen Augen vor, in denen ein Lächeln liegt. Sein auffallend markantes Gesicht mit den schwarzbraunen Augen, die dem Pinsel eines flämischen Malers entsprungen sein könnten; nicht so sehr wegen ihrer Schönheit, sondern wegen der Intelligenz, Kraft und Sanftheit, die sie widerspiegeln ...

Erneut überkommt sie Brechreiz. Um ihn zu unterdrücken, legt sie den Kopf in den Nacken und atmet tief durch. Dieses Unwohlsein, das sie seit einigen Wochen quält und an das sie sich nicht zu gewöhnen vermag, wird durch das neue Leben ausgelöst, das in ihr wächst. Noch ist ihr Bauch glatt wie ein polierter Kiesel.

Sie ist zugleich trunken vor Glück und angsterfüllt bei dem Gedanken, dass dieses lang ersehnte Kind ihr Ein und Alles werden könnte. Dass ein Übermaß an Liebe die Dinge ändern und ihre Beziehung zu Gari, den sie mehr als alles auf der Welt liebt, zerstören könnte.

Sie betrachtet den Himmel. Der Mond erhellt die hohen Wolken, die darüber hinwegjagen. Das Sternenzelt noch weiter oben vermittelt einen Eindruck von Glut und Eiseskälte.

Manchmal möchte sie fliehen.

Vor diesem allzu sorglos gewordenen Leben. Vor dieser Ruhe, die sie so sehr herbeigesehnt hatte, nachdem sie Gari mitten in der Wüste begegnet war. Am 17. Januar 1991. In der Nacht vor der Operation *Desert Storm*, inmitten all der Journalisten, die das *Hotel Palestine* bevölkerten, ehe das Gewitter aus Feuer und Stahl auf die alte babylonische Erde niederging. Er hatte sofort ihre Sensibilität verstanden, ihre Schwächen ausgemacht und sich ihr mit erstaunlicher Leichtigkeit genähert. Sie weiß, an jenem Tag war sie zum zweiten Mal geboren worden, an jenem Tag, an dem alles begann und sie erneut gespürt hatte, wie das Leben in ihren Adern pulsierte. Sie weiß, all das kam nur durch ihn.

Sie streicht wieder über ihren Bauch und sehnt sich danach, die ersten Bewegungen zu spüren, obgleich ihr klar ist, dass es dafür noch zu früh ist.

Die Übelkeit lässt nach.

Sinead schaut wieder auf das Haus, und plötzlich fühlt sie sich allein, eingeschlossen von der Leere, die sie umgibt. Eine starke Liebe überspült sie, und sie möchte nur noch ins Haus

gehen und sich an Gari schmiegen, seinen Atem und seine warme Haut spüren und fühlen, wie er sie an sich zieht. Das sind die einzigen Augenblicke, in denen sie wirklich existiert, ohne ständig auf der Hut zu sein.

Sie löst sich aus dem Schutz der Mauer und hebt den Blick. Und genau in diesem Moment sieht sie einen Feuerschein hinter den Scheiben, dann vernimmt sie eine Detonation, die Zeit bleibt stehen ... ein glühendes Licht, das immer gleißender wird und sich dann in einen grellen Blitz verwandelt, eine unbeschreibliche Feuerkugel, die sich in die Luft erhebt und das Haus mit einem ohrenbetäubenden Knall explodieren lässt. Eine Flut von Splittern pfeift durch die Luft, trifft ihren Körper, bohrt sich in ihr Gesicht. Die Schockwelle erfasst sie und schleudert sie durch die Luft. Gleich darauf schlägt sie zu Boden. Der Aufprall nimmt ihr den Atem, ein stechender Schmerz fährt durch ihren Rücken, sie bäumt sich auf wie ein zum Zerreißen gespannter Bogen. Die Zweige rascheln noch nach dem gewaltigen Druck, der alles auf seinem Weg fortgerissen hat. Sinead möchte schreien, doch ihre Stimme wird von dem Blutschwall erstickt, der in ihrer Kehle aufsteigt. Die herumwirbelnde Asche legt sich auf ihr Gesicht. Sie spürt, wie ihr Nacken steif wird, durch die halb geschlossenen Lider erkennt sie die Flammen, die ihre Welt zerstören. Tränen trüben nach und nach ihren Blick, sie kann Gari nicht mehr suchen. Mit letzter Kraft legt sie sich schützend die Hände auf den Bauch. Danach erinnert sie sich an nichts mehr.

Kapitel 2

Eine heulende Sirene. Vor ihren Augen tanzte ein Namensschild ... *Costello* ... *Letterkenny* ... *Hospital* ... Sinead versuchte, den Kopf zu bewegen, doch die Zervikalstütze um ihren Hals hinderte sie daran. Als sie den Blick zur Seite wandte, durchzuckte ein heftiger Schmerz ihren Schädel, der zu zerbersten schien. Sie erkannte die Neonlichter, die Schläuche, auf dem Monitor die Kurve, die ihren Herzschlag anzeigte, der sich immer mehr beschleunigte, sie hörte die Reifen des Krankenvagens, die auf dem Asphalt quietschten. Auf der anderen Seite eine grüngelbe Weste mit reflektierenden Streifen, der behelmte Kopf einer jungen Frau, die sich über sie beugte und versuchte, sie zu beruhigen. Sinead nahm die Worte nur bruchstückhaft wahr.

»Alles ist gut«, sagte die Frau.

Sie artikulierte überdeutlich, so als würde sie sich an ein kleines Kind wenden.

Dabei ging alles schlecht.

»Sie sind in Sicherheit. Versuchen Sie nicht, sich zu bewegen ...«

»Wo sind sie?«, flüsterte Sinead.

»Wen meinen Sie?«

»Die ...«

»Die anderen Leute, die mit Ihnen im Haus waren?«

»Mein Mann ... Gari ...«

»Die Rettungskräfte und die Polizei sind vor Ort. Sie werden sich um Ihren Mann kümmern. Wer noch? Wer war noch da?«

»Mein Kind ... Ich will mein Kind ...«

Ihr Herz schlug zu schnell. So als würden Lawinen von Schlamm durch ihre Adern jagen. Sinead schloss die Lider, um die Tränen zu unterdrücken, die schon über ihre Wangen rannen. Sie versank erneut in eine Dunkelheit, in der ihr nichts etwas anhaben konnte.

Weißer Wände, Geruch nach Äther, leises Klicken des Infusionsgeräts, dessen Kanüle in ihrem von blauen Flecken übersäten Handgelenk steckte ... Durch das Fenster ihres dämmerigen Zimmers sah Sinead auf die fast kahlen Zweige der Bäume, die, vom Wind gebeutelt, den herbstlichen Himmel zu peitschen schienen. Ein dumpfes Brummen erfüllte ihren schmerzenden Schädel und verhinderte jegliches Denken.

Es klopfte an die Tür, dann trat ein Arzt ein.

»Miss McKeown ...«

Sinead hielt den Blick weiter starr auf den Himmel gerichtet. Der Mann trat einige Schritte näher und strich dabei über den blassrosa Schnellhefter, der ihre Krankenakte enthielt.

»Ich bin Doktor Blidge. Ich habe Sie gestern Abend nach Ihrer Einlieferung in die Notaufnahme behandelt.«

Sinead gönnte sich noch eine kurze Pause, ehe sie die Augen zu ihm wandte, ohne ihn wirklich anzusehen. Im trüben Licht stand ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit Halbglatze. Er roch nach kaltem Tabak. Aus müden, rot geränderten Augen betrachtete er sie. Was er in diesem Moment sah, war das von Sommersprossen übersäte Gesicht einer Frau mit klassischem Profil. Sie trug ein weißes OP-Hemd. Das dunkelblonde Haar fiel ihr auf die Schultern, unter dem etwas zu langen Pony zwei große, auffallend hellblaue Augen. Sein Blick wanderte von der gebogenen Nase zu dem vollen, himbeerfarbenen Mund. Die zerkratzte Haut, die aufgesprungenen Lippen und die auf der Brust verschränkten Hände erinnerten ihn an das Grabbildnis der Isabella von Angoulême, das er im Jahr

zuvor während eines Seminars in Frankreich in der Abtei von Fontevraud entdeckt hatte. Das friedliche Gesicht dieser toten Königin hatte ihn beeindruckt und ging ihm seither nicht mehr aus dem Sinn. Nun hatte er das Gefühl, es erneut vor sich zu haben. Er fragte sich, ob das Schicksal dieser Patientin ebenso bewegt war wie jenes der jungen Königin, die im Alter von zwölf Jahren, am Tag ihrer Hochzeit, wegen ihrer Schönheit von Johann Ohneland entführt worden war. War so etwas heute noch möglich?

Er trat an ihr Bett, setzte seine Lesebrille auf und rückte sie mit einer Hand auf seiner Nase zurecht, während er mit der anderen die Akte aufschlug.

»Sie haben großes Glück gehabt.«

Sinead antwortete mit tonloser Stimme: »Mein Mann ist bei lebendigem Leib verbrannt, und ich trage ein totes Kind in meinem Bauch ... Nennen Sie das Glück? Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Jungspund-Floskeln. Sie hätten mich mit ihnen sterben lassen sollen.«

Der Arzt trat noch näher.

»Ich bin leider kein Jungspund mehr«, sagte er, lächelte und fuhr sich mit der Hand über den fast kahlen Kopf. »Und angesichts der Tatsache, dass es mein Beruf ist, Leben zu retten, und des Zustands, in dem Sie gestern eingeliefert wurden, muss ich doch von Glück sprechen – andere würden behaupten, es sei Schicksal ... Wissen Sie, die Wahrnehmung der Realität ändert sich dem Blickwinkel entsprechend. Wenn Sie wirklich hätten sterben wollen, hätte Ihr Körper aufgegeben ... Die innere Blutung, die es mir gelungen ist zu stoppen, hätte Sie durchaus ins Jenseits befördern können. Glück, Schicksal, was auch immer, auf alle Fälle sind Sie unter uns. Und das müssen Sie akzeptieren.« Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr: »Ihr Drama ist mir durchaus bewusst, aber das Leben ist wertvoll. Ich habe zwölf Jahre in Belfast gearbeitet und viele Attentatsopfer behandelt. Glauben Sie mir, es ist ein Wunder,

dass Sie überlebt haben. Außerdem verweigern Sie nicht das Gespräch, das ist schon ein gutes Zeichen.« Er schwieg erneut und wechselte den Platz so, dass ihr Blick den seinen traf. »Ich würde jetzt gerne mit Ihnen über Ihren Zustand und einige andere Dinge sprechen, die schmerzlich sein mögen.« Er unterbrach sich abermals. »Fühlen Sie sich dazu in der Lage?«

Sinead nickte schwach.

»Sie haben es schon erraten, und es tut mir aufrichtig leid, aber wir haben Ihr Kind nicht retten können. Sie waren in der einundzwanzigsten Woche schwanger. Wenn Sie möchten, können Sie es begraben lassen. Das Personal des Beerdigungsinstituts wird sich deshalb mit Ihnen in Verbindung setzen.«

Sinead antwortete nicht.

»Neben der Blutung, die wir weiter beobachten müssen, die Ihnen aber im Prinzip nicht mehr zu schaffen machen dürfte, haben Sie ein starkes Schädeltrauma und ein geplatztes Trommelfell. Wahrscheinlich haben Sie ein Brummen oder Pfeifen im Ohr. Das sind die Nebenwirkungen, die Sie für unbestimmte Zeit begleiten werden. Es ist schwer zu sagen, wie lange, aber das ist typisch bei Opfern eines Attentats.«

»Ein Attentat? ... Wovon sprechen Sie ... Was ist das für eine Geschichte?«, sagte Sinead aufgebracht.

»Bleiben Sie ganz ruhig, ich meine nur Ihr Krankheitsbild. Tut mir leid, wenn ich mich ungeschickt ausgedrückt habe. Wir sind hier nicht weit von Nordirland entfernt. Ich kenne die Ursache der Explosion nicht, sie kann tausend Gründe haben. Zu diesem Zeitpunkt dauern die Ermittlungen auf Ihrem Anwesen noch an. Die Polizei wird sich sehr bald bei Ihnen melden. Sobald es Ihr Zustand erlaubt.«

Für eine Weile herrschte Schweigen, dann fragte Sinead: »Wie lange muss ich noch hierbleiben?«

»Ich kann Ihnen nichts versprechen, das hängt vom Heilungsprozess ab. Doch ich denke, wenn alles glattläuft, können wir Sie in einer Woche entlassen. Aber da ist noch etwas.«

»Was?«

»Während der Explosion ist eine Vielzahl von Splittern und Fremdkörpern unter Ihre Haut gedrungen. Einige haben wir entfernen können, aber die meisten sind noch da. Daran können wir nicht viel ändern. Sie werden nach und nach vom Organismus abgestoßen.«

»Wie lange dauert so etwas?«

»Das ist schwer zu sagen, es kann innerhalb von ein paar Wochen vorbei sein, aber auch mehrere Jahre dauern. Sie werden lernen müssen, damit zu leben, und das wird manchmal schmerzhaft ein.«

»In körperlicher Hinsicht meinen Sie?«

»In seelischer Hinsicht vor allem. Die Splitter können aus Holz sein, aus Metall oder auch ...«

»Oder auch?«

»Zwei der Fragmente, die ich entfernt habe, waren Knochenstückchen, Reste menschlicher Knochen, die mit ziemlicher Sicherheit vom Körper Ihres Mannes stammten. Sie müssen in der Lage sein, mit solchen Situationen umzugehen.«

Ein Schlund tat sich auf und schien Sinead verschlingen zu wollen. Sie schloss die Augen, als könne sie sich so vor diesem letzten Urteil schützen. Sie wusste nicht, ob das soeben Gehörte sie glücklich oder unglücklich machte. Was sie hingegen wusste, war, dass sie ihr ganzes weiteres Leben die Narben dieses tödlichen Tages mit sich tragen würde.

Vorausgesetzt, sie entschied sich dafür zu leben.

Kapitel 3

In den folgenden Tagen stürzte Sinead in einen Abgrund, in eine graue Welt ohne Farbe und Konturen, die von Wesen mit ausdruckslosen Gesichtern bevölkert schien. So sah für sie das Nichts aus.

Reisende des Vergessens.

Ihre Seele war eine einzige klaffende Wunde, aufgerissen von diesem Albtraum, der sie im Wachzustand heimsuchte. Sie dachte an nichts mehr, nahm nur noch ihren Körper wahr. Wenn die Krankenschwestern sich um sie kümmerten, hatte sie den Eindruck, über dem Bett zu schweben und ihren Körper von oben zu betrachten. Bauch, Brüste und der Rücken waren von einer Vielzahl von Schnitten und leichten Verbrennungen überzogen. Man wusch ihr das Gesicht, die Beine und das Geschlecht, Gesten ohne jegliche Scham, aber von unendlicher Sanftheit. Dann umwickelte man sie mit feuchten Gazebinden, was ihr das Gefühl verlieh, als wohne sie ihrer eigenen Einbalsamierung bei.

Schweigend ließ sie alles geschehen.

Garis Gesicht, das hübsche Profil ihres Babys auf dem Ultraschall ... diese Bilder, die sie sorgsam in sich zu bewahren versuchte, verblassten nach und nach, und an ihre Stelle trat zunehmend der dumpfe Schmerz. Manchmal schrie sie innerlich, um gegen die Leere anzukämpfen, ein stummer, aufbegehrender und heftiger Schrei.

Mehrmals suchte die Polizei von Letterkenny sie auf. Der erste Besuch war ein regelrechtes Verhör, das sie folgsam über sich ergehen ließ. Hatte sie irgendetwas Ungewöhn-

liches bemerkt, ein Auto, jemanden, der sich in der Gegend herumtrieb? Warum hatte sie das Haus verlassen? Hatte sie eine oder mehrere Detonationen gehört? Wie war ihre Beziehung zu Gari gewesen? Wann und unter welchen Umständen hatte sie ihn kennengelernt? Hätte sein Enthüllungsjournalismus ihn in Schwierigkeiten bringen können? Hatte er Drohungen bekommen? War er ihr deprimiert erschienen? Hatte er sich dieses Kind gewünscht? Bei der letzten Frage war Sinead zusammengebrochen. Ansonsten, nein, ihr war nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Sie hatten sich entschuldigt, derartig insistieren zu müssen, aber das war für die Ermittlungen unumgänglich. Die Polizei stand unter dem Eindruck der Ereignisse in Nordirland.

Beim zweiten Mal waren zwei örtliche Polizisten in Begleitung eines Kollegen aus Dublin da gewesen – ein Typ mit grob geschnittenen Zügen, der sich abseits hielt und sie aufmerksam beobachtete. Sie hatten ihr das Ergebnis der Ermittlungen in allen Einzelheiten mitgeteilt. Es wurden noch immer Analysen vorgenommen, aber die ersten Auswertungen führten zu dem Schluss, dass die Explosion durch einen Kurzschluss ausgelöst worden war. Das Feuer war im Keller neben dem Öltank ausgebrochen und hatte den Brennstoff über die kritische Grenze von fünfundfünfzig Grad erhitzt. Dreitausend Liter Heizöl. Das alles hatte das Haus hinweggefegt.

In den Ruinen des Cottage hatte man verkohlte menschliche Überreste gefunden. Unter anderem einen zersplitterten Schädel und einen Teil des Unterkiefers. Durch eine Zahnanalyse hatte man Gari einwandfrei identifizieren können. Der Reporter hatte zum Zeitpunkt des Dramas in seinem Zimmer gearbeitet. Die Beamten hatten versucht, nicht weiter auf die Details einzugehen, doch Sinead hatte begriffen, dass die Explosion ihn unvorbereitet getroffen hatte. In gewisser Weise tröstete sie das: Er war auf der Stelle durch die Druckwelle gestorben, ohne zu verstehen, was ihm geschah.

Eine Zeit lang hatte sie sich an das Gefühl geklammert, all dies sei nur ein unsinniger Albtraum, doch jetzt wusste sie, dass nichts mehr sein würde wie vorher. Der Besuch der Polizisten, die Details der Obduktion hatten sie mit einer grausamen Realität konfrontiert, die sie gegen ihren Willen, aber definitiv aus ihrer Benommenheit gerissen hatte. Am Morgen der Beerdigung wurde sie aus dem Krankenhaus entlassen.

Solange sie zurückdenken konnte, verabscheute Sinead jegliche Form von Religion. Schon als Kind hatte sie die katholische Inbrunst angewidert, die Irland wie eine Flamme vor sich hertrug. Jeden Sonntag besuchte sie gezwungenermaßen die Messe, dabei hasste sie die Unterwürfigkeit der Gläubigen, ihre gesenkten Köpfe, die leidvollen Augen, die knochigen, gefalteten Hände, die um Vergebung flehten, das Halbdunkel des Beichtstuhls, die Sünde, den kleinen Jesus ... Für sie war die Kirche reine Scheinheiligkeit, die ihr Übelkeit bereitete. Die sterblichen Überreste ihres Mannes waren in eine Kiste und dann in einen Sarg gelegt worden – bis in den Tod wollte man das Grauen der Verstümmelung unbedingt mildern und verbergen. Für die junge Irin war das eine Art Feigheit gegenüber dem Nichts. Ganz so, als wäre ein solcher Tod nicht akzeptabel, zu anders als die anderen, noch unerträglicher. Aber sie ließ es geschehen, denn sie hatte nicht die Kraft zu kämpfen.

Garis Wunsch entsprechend, hatte Sinead veranlasst, ihn auf dem alten Seemannsfriedhof von Old Abbey zu begraben, der in dem Dorf Fahan am Meer lag. Kurz nachdem Gari sich mit ihr in Irland niedergelassen hatte, hatte sie ihn dorthin zum Grab ihrer Großeltern geführt. Ein magischer Ort, der allerdings nicht mehr von der Gemeinde unterhalten wurde, sondern sich immer mehr zum Treffpunkt von Pennern entwickelt hatte. Die Wege zwischen den Grabplatten aus altem Granit und den roten Löwenmäulchen, die sie gerne mit den Fin-

gern hatten zuschnappen lassen, waren mit Abfall, Scherben von Bierflaschen, verbranntem Papier und von Zeit zu Zeit auch mit benutzten Präservativen und Spritzen übersät ... Aber Gari liebte diesen Ort, den Geruch des Meeres und das Gefühl, zu einer Familie zu gehören, selbst wenn er sie nicht gekannt hatte. Die Vorstellung, nicht allein zu sein, wenn er einmal unter der Erde läge, gefiel ihm. Er fürchtete nicht den Tod, sondern die Einsamkeit.

Über den Grabsteinen vertrieb der kalte Herbstwind die schwarzen Wolken, die einem blauen, schier unendlichen Himmel Platz machten. Das Unkraut wiegte sich in der Brise. Neben Garis Sarg hatte man eine kleine Urne aus Ton gestellt, die die Asche ihres Babys enthielt.

Ein kleines Mädchen.

Sinead hatte beschlossen, ihr als letztes Geschenk den Anflug einer Existenz zu geben, und sie Saoirse getauft, was auf Gälisch »Freiheit« bedeutete. Saoirse würde neben ihrem Vater liegen. Der Gedanke, dieses Kind der Liebe könnte als Asche in der Mülltonne des Krankenhauses enden, war ihr zuwider gewesen.

Nur einige Nachbarn und vier aus London angereiste Journalisten nahmen an der Zeremonie teil, die Pater Brody abhielt, ein hochgewachsener Priester, dessen eingefallenes Gesicht an die Totenmasken auf den Grabsteinen erinnerte. Er gab einige kurze Informationen über Garis Leben, die er im Dorf aufgeschnappt hatte: seine Arbeit als Kriegs- und Enthüllungsjournalist, seine Suche nach der Wahrheit. Sonst ergriff niemand das Wort, weder Nigel Bardsley, der Chefredakteur des *Independent*, noch seine Frau und Assistentin Ann Hamilton, beide enge Freunde, mit denen Gari gearbeitet hatte. Die Böen aus Nordwesten peitschten das Meer und ließen die Gischt hoch aufsprühen. Sinead suchte in diesem Aufruhr der Elemente

nach den Körpern und Gesichtern alter Geister, die kämen, um Garis und Saoirsés Seelen zu holen.

Wie sie selbst war Gari ein Einzelgänger gewesen. Er sprach nicht gerne über seine Familie, sie wusste nur, dass er Polen 1968 nach den antisemitischen Kampagnen des Zentralkomitees – als Reaktion auf den Sechstagekrieg – verlassen hatte und nach Israel ausgewandert war. Als zweites von vier Kindern war er damals fünfzehn Jahre alt gewesen. Aber dieser Umzug hatte ihnen kein Glück gebracht, denn die Mutter hatte sie kurz nach der Ankunft im Heiligen Land verlassen. Die Familie war dann am Alkoholismus des Vaters, der die Abwendung seiner Frau nicht verkraftet hatte, vollends zerbrochen. Mit neunzehn hatte Gari Israel verlassen, um in London zu studieren, und hatte seither keinen Kontakt mehr zu den Seinen aufgenommen, so als fürchtete er, ein Wiedersehen könnte den alten Schmerz neu entfachen. Gari hatte sich auch vom Judentum abgewandt.

Vier Totengräber ließen den Sarg und die Urne langsam in die Grube hinab, dann traten die Anwesenden ans Grab, Sinead, geleitet von Nigel und Ann, als Erste. Sie bückte sich, um eine Handvoll Torf zu nehmen, betrachtete dann eine Weile die braune, mit Wurzelfasern und Heideblüten vermischte Erde und ließ sie langsam durch ihre Finger rieseln. So schloss sie für immer mit der einzig glücklichen Zeit ihres Lebens ab.

Am Ende der Zeremonie kam die kleine Gruppe der Trauergäste zu Sinead, um zu kondolieren, und zerstreute sich dann schnell. Nigel und Ann drängten sie, zu ihnen nach London zu kommen, solange sie wollte. Mit einem Lächeln lehnte sie die Einladung für den Augenblick ab, versprach aber, sie zu besuchen, sobald die Erbangelegenheiten geregelt und die Ermittlungen abgeschlossen wären. Dann kehrte sie in das kleine Hotel in Fahan zurück, in dem sie seit ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus wohnte.

Dank Gari hatte sie einmal an das Leben geglaubt und die Kraft gefunden, die Gewalttätigkeit zu vertreiben, die sie seit ihrer Kindheit wie ein Schatten begleitete.

Doch jetzt wusste sie, dass all das umsonst gewesen war. Der Fluch hatte sie erneut eingeholt.

Kapitel 4

»How many times must the canonballs fly, before they're forever banned? The answer, my friend, is blowin' in the wind...«, sang einst Bob Dylan. Heute Nacht hat ein neuer Krieg begonnen. Ein Sturm von Feuer und Eisen ist über Bagdad niedergegangen. Und wieder werden Tausende von Unschuldigen sterben. Die Fakten belegen, dass Europa und die USA gelogen haben, denn hier geht es um wirtschaftliche Interessen, keinesfalls um Menschenrechte ...

So hatte Garis erster Artikel nach dem Start der Operation *Desert Storm* begonnen – zu einer Zeit, da die öffentliche Meinung die bewaffnete Intervention der Alliierten ganz entschieden befürwortete. Gari Weiss, der unabhängige Enthüllungsjournalist, galt als wahrer Scharfschütze des Pressewesens, und die angesehensten Zeitungen lobten seine Arbeit, obgleich seine Antikriegsposition völlig im Gegensatz zur Haltung der großen westlichen Medien stand. Die Feder des engagierten Ermittlers und scharfen Analytikers stellte oft die Nachrichten infrage. Er war einer der Ersten gewesen, der die Brutkastenlüge in Kuwait aufgedeckt hatte. Eine junge kuwaitische Krankenschwester hatte vor dem amerikanischen Kongress unter Tränen erklärt, Zeugin der Massaker gewesen zu sein, welche die irakische Besatzungsarmee angeblich an frühgeborenen Säuglingen verübt hatte. Diese im Fernsehen weltweit live ausgestrahlte Erklärung hatte die Öffentlichkeit gerührt und bewogen, den Eintritt der westlichen Mächte

in den Irakkrieg zu unterstützen. Garis Recherchen hatten diese Aussage als falsch entlarvt. Denn in Wirklichkeit war die junge Frau kein Flüchtling gewesen, sondern die Tochter des kuwaitischen Botschafters in Washington. In der Folge dieser Enthüllung hatte die Presse eine große Desinformationskampagne aufgedeckt, die im Auftrag der kuwaitischen Regierung von der CIA-nahen PR-Agentur Hill & Knowlton lanciert worden war. Viele seiner Kollegen kritisierten Gari und warfen ihm Sensationsjournalismus vor, der sich stets zu überbieten suchte. Doch Sinead, die als Korrespondentin für die *Irish Times* über den Konflikt berichtete, wusste, dass Gari trotz seiner Schwächen jenen Journalismus verkörperte, von dem jeder von ihnen träumte. Während viele Berichtersteller ihre Artikel in der *green zone* verfassten, jenem Areal im Zentrum Bagdads, das die irakische Übergangsregierung beherbergte, gehörte Gari zu jenen, die das Risiko nicht scheuten und direkt vor Ort recherchierten. Und er stellte sich nicht in den Vordergrund wie viele andere, die mit kugelsicherer Weste vor der Kamera posierten und von der gefährlichen Situation sprachen, während das Gebiet in Wirklichkeit von den Marines gesichert wurde. Nein, bei Gari ging es um die Sache. Während bestimmte Medien die Macht der Alliierten und die Anzahl der getöteten Gegner feierten, sprach Gari von den Frauen, Männern und Kindern, die der Gewalt ausgesetzt waren, von ihrer Sensibilität, ihrer Schönheit und dem Zynismus der Invasoren. Er berichtete über den Alltag der Geistesgestörten im psychiatrischen Krankenhaus von Al-Rachad oder vom Massaker an fünfhundert Zivilisten, die in einem Bunker, der sie eigentlich schützen sollte, verbrannt waren. Dieser freiheitsliebende Mann, der sich jeglichem Druck entzogen hatte und offensichtlich die Unabhängigkeit besaß, nicht der Zensur zu unterliegen, beeindruckte Sinead zutiefst. In ihren Augen war er ein einfacher und gerechter Mann. Und das schätzte sie.

Zum ersten Mal war sie ihm in dem überfüllten Flugzeug begegnet, das Journalisten und Diplomaten von Amman nach Bagdad brachte. Sie hatten sich gemeinsam akkreditiert und dann aus den Augen verloren. An jenem Abend, an dem die Journalisten im *Hotel Palestine* dem Beginn der Operation *Desert Storm* beiwohnten, war er dann zu ihr gekommen. Wie alle anderen auch hatten sie am Fenster das eindrucksvolle Schauspiel der in der roten Nacht auf Bagdad fallenden Bomben und den Gegenschlag der irakischen Luftabwehr verfolgt. Die perverse Schönheit des Krieges. Später in der Nacht, während der ohrenbetäubende Hagel der Tomahawk Missiles auf die Stadt niederging, waren sie wortlos in Garis Zimmer gegangen, hatten sich ausgezogen und waren sich vor der Kulisse des *Wüstensturms* in die Arme gefallen. Im Schein der Flammen und im Gestank der schwarzen Rauchwolken, die zur himmlischen Hölle aufstiegen, hatten sie sich geliebt, als wollten sie sich so von dem Tod reinwaschen, der sie umgab. In der Morgendämmerung hatte der Ruf des Muezzins sie getrennt.

Um sicherzugehen, dass sie nicht gestört würde, parkte sie ihren Wagen im Schutz des kleinen Waldes. Zum ersten Mal seit der Explosion ging sie über den schmalen Feldweg zu dem alten Cottage, das sie nach dem Tod ihrer Eltern geerbt hatte. Hinter dem grünen Buschwerk tauchten die schwarzen Ruinen auf. Der Wind hatte sich gelegt, ganz so, als beuge er sich dem Sturm, der in ihrem Inneren tobte.

Sie zitterte.

Schließlich atmete sie tief durch, brach die Siegel und öffnete das eiserne Gittertor zu dem kleinen Garten.

Die Grenze zu ihrer Vergangenheit.

Unter ihren Füßen vermischten sich Schutt, Staub und Trümmerreste zu einem schmutzigen, klebrigen Leichentuch. Rund um die verkohlten Überreste des Hauses ragten

von der Explosion gekappte Bäume schwarz und knorrig in den grauen Himmel. Als sie vorbeiging, hatte Sinead den Eindruck, sie würden sich wie im Märchen vor ihr verneigen.

Ihr Schicksal war im Bombenhagel besiegelt worden, und nun hatte das Feuer sie für immer getrennt. Ihre Fingerspitzen glitten über den Strick in der Tasche ihres schwarzen Mantels. Seltsamerweise hatte der Schauplatz des Grauens eine eher beruhigende Wirkung auf sie, und sie wusste, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Sie blieb vor den Trümmern dessen stehen, was einst ihr Zuhause gewesen war. Unter den eingestürzten Balken waren die Schieferplatten mit Glassplittern und verkohltem Holz bedeckt, Überreste ihrer persönlichen Sachen schwammen in großen Wasserlachen. Sie stieg über einen Mauerrest hinweg in das einstige Wohnzimmer. Ein Teil der Steintreppe stand noch, aber der ganze erste Stock war eingestürzt. Sie hob den Blick und sah durch das halb weggerissene Dach, wie die Wolken über den Himmel jagten. Die Flammen hatten seltsame Formen an die gekalkten Wände und die Balken gemalt. Hier ein Gesicht, dort die Umrisse eines Körpers oder eine schützend geöffnete Hand. Sie dachte an die eingebrannten Schatten von Hiroshima, die nach der Atombombenexplosion auf dem Asphalt zurückgeblieben waren. Die Körper der Opfer hatten die Hitze der Bombe in sich aufgesogen und so Boden und Mauern in ihrer Nähe geschützt und eine beständige Spur ihres irdischen Daseins zurückgelassen – wie ein vermeintlicher Christus auf dem Leichentuch von Turin. Sie suchte Garis Gesicht, aber sie wusste, dass sie es nicht finden würde: Das Feuer hatte alles verschlungen.

Ganz so wie sie selbst schienen einige Gegenstände durch ein Wunder der Explosion entkommen zu sein. Eine Aussteuertruhe aus dunklem Holz, auf das eine Blume gemalt war. Überreste von Fotografien, eine von ihren Eltern, eine andere vom Fall der Berliner Mauer – das war ihre erste Reportage

gewesen. In einer Ecke des Zimmers stand neben dem Steinkamin eine in Granit gemeißelte *Sheela-na-Gig*, ein eigenartiges Geschenk ihres Vaters, als sie noch ein Kind gewesen war. Eine kleine heidnische Figur aus dem Mittelalter mit grotesken Zügen und einer übertrieben dargestellten Vulva. Sinead hatte einen Stein aus der Mauer gelöst und die kleine Hexe, die durch ihre obszöne Nacktheit Tod und Teufel vertreiben sollte, in die Nische gestellt.

Früher hatte sie ihre Ferien in diesem Haus verbracht. Ein Ort des Friedens, an den sie nach dem Drama ihrer Kindheit hatte zurückkehren wollen.

Sie strich über einen Granitblock, um die raue Oberfläche zu spüren. Der Wind blies ihr das Haar ins Gesicht, das noch von Schnittwunden übersät war. Das deutete sie als Zeichen. Sie zog ihren Mantel aus, leerte das zerbrochene Geschirr aus der Truhe und zog sie unter einen dicken Balken zwischen Küche und Abstellkammer, der noch intakt war. Sie griff in die Manteltasche, zog den Strick heraus und befestigte an einem Ende einen bronzenen Kaminbock, den sie in der Asche aufgesammelt hatte. Sie stellte sich unter den Balken, warf das Seil mit dem Metallstück hinüber und zog es auf der anderen Seite zu sich heran. Sie machte einen dicken Knoten und zog ihn zu, bis das Seil fest um die Eichenbohle geschlungen war. Dann zerrte sie an dem Strickende, um die Haltbarkeit des Balkens zu prüfen, und knotete es methodisch zu einer Galgenschlinge, die genügend Spiel hatte, damit sie den Kopf hindurchschieben konnte. Anschließend kletterte sie auf die Truhe und legte sich die Schlinge um den Hals.

Sinead McKeown würde sterben.

Nicht wie eine zum Tode Verurteilte, deren Genick beim Erhängen brach oder die unter dem Fallbeil enthauptet wurde. Nein, sie hatte sich dafür entschieden, bei einem langsamen Strangulationsprozess dem Tod ins Auge zu sehen. Ein leidvoller Tod, so wie der, den die von ihr geliebten Men-

schen erlitten hatten. Gegenüber den Ärzten und den wenigen Trauergästen, die zur Beerdigung gekommen waren, hatte sie ihre Rolle gespielt: die der Patientin, die der Freundin, der es langsam besser ging ... Doch ihre Entscheidung stand fest, seit alles vorbei war.

Das Nichts war für sie der einzige Ausweg.

Frei von jedem Gedanken, betrachtete sie zunächst ihre Hände. Unter der Haut konnte sie die Fremdkörper sehen, die langsam an die Oberfläche kamen. Wenn sie sie zu Fäusten ballte, traten sie deutlicher hervor, die Farbe war teils hellbraun, teils dunkelblau. Sie hob das Gesicht. Von der Truhe aus sah sie in der Ferne den Wald. Die Blätter färbten sich ockergelb und dunkelrot. Dies war der letzte Herbst, den Winter und Frühling würde sie nicht mehr erleben. Zwei Tränen rannen ihr über die Wangen. Sinead wischte sie ab und sah sich ein letztes Mal in dem zerstörten Haus um. Ihr Blick hielt bei der kleinen Steinstatue inne. Sie wusste nicht, ob es an dem Ruß lag, doch ihre Züge hatten jetzt etwas Beunruhigendes.

Die kleine Hexe hatte den Flammen widerstanden.

Sie war der Ursprung allen Übels. Sie trug den Tod in sich.

Sinead versuchte, diese absurden Gedanken zu vertreiben. Sie wandte den Kopf ab, bereit sich der Finsternis anzuvertrauen, als sie plötzlich die Vorstellung zurückhielt, derjenige, der die Statuette finden würde, könnte dasselbe Unglück erleiden. Sie wusste, dass das reiner Aberglaube war, dennoch löste sie die Schlinge von ihrem Hals und stieg von der Truhe. Mit dem Schürhaken begann sie, den Mörtel zu bearbeiten, der die *Sheela-na-Gig* im Mauerwerk hielt. Sie kratzte wie besessen mit der Metallspitze, dann mit den Nägeln, doch nichts bewegte sich. Sie schlug heftiger auf den geschwärzten Kalk ein, und schließlich gelang es ihr, den Haken in einen kleinen Spalt zu bohren und die Hexe aus ihrer Verankerung zu reißen.

Sie packte sie mit beiden Händen und sah ihr in die Augen. Durch die Hitze war der Granit leicht gerissen. Sie hob die

Arme und schleuderte die Figur so heftig zu Boden, dass sie in zwei Teile zerbarst. Von Hass getrieben, griff Sinead nach dem Schürhaken und schlug wie besessen auf die Hexe ein, bis nur noch ein Haufen grober Trümmer übrig blieb. Die kleine Hexe war tot, doch sie meinte, in den Überresten ein hämisches Grinsen wahrzunehmen.

Sinead schluchzte auf und sank auf die Knie.

Und plötzlich entdeckte sie etwas. Sie untersuchte die Stelle, an der sie die Statue zertrümmert hatte, genauer. In ihrer Wut hatte sie so heftig zugeschlagen, dass mehrere Fliesen beschädigt waren und sich jetzt eine kleine, dunkle Öffnung auftat.

Sie räumte den Schutt beiseite und stieß auf eine Klappe, die im Boden angebracht war. Sinead zog den Ärmel hoch und schob die Hand in die Vertiefung. Ihre Finger tasteten in dem erdigen Loch, bis sie an einen recht schweren Metallgegenstand gerieten. Sie umklammerte ihn und zerrte ihn aus der Öffnung.

Es war ein Metallkästchen, das mit dickem grünem Textilklebeband umwickelt war. Es schien nicht besonders alt. Sinead wischte die Erde ab und entfernte das Klebeband. Ihr Herz schlug schneller, als sie eine Inschrift in kyrillischer Schrift entdeckte.

»С.А. СЕКЦИЯ 4«

Sie hatte keine Ahnung, was diese Buchstaben zu bedeuten hatten. Sie öffnete das Kästchen vorsichtig und fand ein Reagenzglas, das mit einem wachsversiegelten Korken hermetisch verschlossen war.

Mit den Fingerspitzen ergriff sie die kleine Glasphiole und hielt sie gegen das Licht. Der Inhalt schien organischer Natur. Zwei längliche Objekte von etwa zwei mal drei Zentimetern, graubraun gefärbt wie zwei dünne Lederstückchen, von schmalen Streifen durchzogen und mit winzigen dunkelblauen Punkten versehen. Bei genauerer Betrachtung stellte sie fest, dass jedes der Fragmente einen feinen, behaarten Wulst aufwies.

Das sah aus wie Haut. Menschliche Haut.

Sinead schloss kurz die Augen, um den Schock dieser Entdeckung zu verdauen. Sie versuchte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Was war das? Was hatte es hier im Fußboden des Cottage zu suchen?

Das Ganze war ungeheuerlich. Wer hatte das hier versteckt? Je mehr sie überlegte, desto verrückter schien ihr die Sache, und all ihre Überzeugungen wurden erneut über den Haufen geworfen.

Sinead dachte an den Tod, dem sie knapp entronnen war.

Eins war sicher ... Die kleine Hexe hatte ihr ein Zeichen gegeben.

Sie hatte ihr einen anderen Weg gewiesen.

Kapitel 5

Paris, Frankreich

17. Oktober 1994

Dreiundzwanzig Uhr

Das Funkgerät des getarnten Renault Clio, der vor einem Kebab-Stand in der Rue Charenton hielt, knisterte.

»BAC₁₂ ... TN₁₂ für BAC₁₂, Individuum gemeldet, das offenbar in Panik im Sektor Daumesnil in Richtung Bastille umherirrt. Ich wiederhole ...«

In diesem Moment entdeckte der Beamte der BAC, der Brigade Anti-Criminalité, eine fast nackte weiße Gestalt, die durch den Scheinwerferkegel seines Wagens rannte. Er griff nach dem Mikro.

»BAC₁₂ an TN₁₂ ... Individuum ausgemacht, wir schreiten zur vorläufigen Festnahme. Der Kerl ist halb nackt.«

»Wahrscheinlich psychisch gestört, BAC₁₂. Soll ich dir Verstärkung schicken?«

»Negativ. Scheint sich eher um einen besoffenen Penner zu handeln, wir kümmern uns darum. Ende.«

»Verfluchter Clochard«, sagte der Polizist und seufzte.

Er legte seinen Kebab ins Handschuhfach und rief seine beiden Kollegen, die auf dem Bürgersteig noch immer auf ihren Döner warteten.

»Girard, Crouzet, es geht los! Hier treibt sich ein Penner rum, der nicht alle Tassen im Schrank hat.«

Girard nahm auf dem Rücksitz Platz, während sich Crouzet von seinem fetttriefenden Kebab verabschiedete.

»Aziz, stell uns das warm, wir holen es später ab.«

»Wenn wir dann noch Hunger haben ... Diese Rumtreiber stinken«, rief Girard und schlug die Tür zu.

Der Mann fauchte wie ein Dämon.

Sein Kopf war kahl, der Körper fast unbekleidet. Nur sein Geschlecht war mit schmutzigen Lumpen verhüllt. Seine Füße hämmerten im Rhythmus der kurzen Schreie, die seinen hechelnden Atem unterbrachen, auf dem Asphalt.

»Hast du gesehen, ob jemand hinter ihm her ist?«, fragte Girard, während er seine Armbinde anlegte.

»Nein, niemand ... höchstens der Teufel ... Der scheint einen ganz schönen Sprung in der Schüssel zu haben. Auf geht's zum Rodeo!«

Metzger, der am Steuer saß, schaltete die Sirene ein und raste über die Avenue Daumesnil in Richtung Place de la Bastille.

»Aber wohin ist der Irre denn bloß verschwunden?«

Laufen ... Fliegen ... Er hatte Angst ... Angst, die ihm den Atem nahm. Ständig sah er sich um. Er hätte sich gerne seines Körpers entledigt, sich die Haut abgeschält, diese verdammte Haut, die ihm Unglück brachte. Er durfte sich vor allem nicht erwischen lassen ... Dann könnte er nicht mehr rennen, und das wäre das Schlimmste überhaupt. Niemand konnte ihm mehr helfen.

Die Polizeisirene, die in seinem Rücken heulte, war wie ein Signal. Bloß nicht stehen bleiben. Der Mann beschleunigte sein Tempo und schlängelte sich plötzlich zwischen den Autos, die eine Vollbremsung machten, hindurch über die Straße und schoss in eine kleine Einbahngasse zu seiner Lin-

ken. Er musste ihnen entkommen. Um Himmels willen, bloß nicht die Bullen.

»Aber was macht dieser Verrückte denn?«, rief Metzger.

Er riss das Steuer herum und bog abrupt in die Passage Raguinot ein, in der der Flüchtige verschwunden war. Der Wagen raste durch die schmale Gasse und hielt vor den Pollern, die die Zufahrt zur Place Henri-Frenay versperren.

Metzger erteilte seine Befehle.

»Wenn er es in den Bahnhof schafft, schmeißt er sich auf die Gleise. Lauft ihm nach, ich verständige die Bahnpolizei. Beeilt euch, ihr müsst ihn erwischen, ehe die Sache aus dem Ruder läuft ...«

Mit der fluoreszierenden Armbinde »POLICE« und ihrem Funkgerät in der Hand sprangen Girard und Crouzet aus dem Clio und sprinteten in Richtung Gare de Lyon. Um diese Zeit war der Platz fast leer. Eine Gruppe Obdachloser mit ihren Hunden zeigte ihnen den Stinkefinger. Unnötig, sie zu fragen, ob sie den Irren gesehen hatten.

»Patrick, du nimmst dir den Bahnhof von innen vor, ich von außen.«

»Okay.«

Crouzet wandte sich nach links, Richtung Rue Hector-Malot, änderte dann aber seine Meinung, kehrte um und griff nach seinem Funkgerät. »BAC12 ... Ich nehme mir die andere Seite vor. Vielleicht versucht er, über die Rue de Chalon abzuhauen. Wenn er um den Bahnhof herumläuft, legt er uns rein.«

»Verstanden, ich bleibe auf der Avenue Diderot. Die Bahnpolizei ist informiert. Ende.«

Crouzet beschleunigte das Tempo und gelangte auf die Rue de Chalon. Sofort nahm er in der Ferne im Licht der Straßenlaternen die weiße Gestalt wahr.

Bingo.

»BAC12, Verdächtigen ausgemacht. Er läuft zum Parkhaus Méditerranée.«

»Verstanden! Ich komme von der anderen Seite und nehme ihn an der Rue de Bercy in Empfang.«

Crouzet rannte noch schneller. Er holte auf, aber nicht genug, um ihn zu schnappen. Der Kerl verschwand im Parkhaus.

Das änderte die Gegebenheiten.

Verfluchte Bullen. Bei diesem Tempo würden sie ihn erwischen. Doch er durfte der Polizei auf keinen Fall in die Hände fallen. Er dachte kurz daran, ein Auto zu stehlen, konnte aber gar nicht fahren. Hinter einem Pfeiler hielt er kurz inne. Angst und Schmerzen schüttelten seinen fahlen Körper. Als er in der Scheibe eines Wagens sein Spiegelbild wahrnahm, stockte ihm das Blut in den Adern. Sein Gesicht schien aus dem Jenseits zu kommen. Er unterdrückte einen Schrei. Er hörte die Schritte des Bullen auf dem Betonboden, stemmte die Faust in die Hüfte, rappelte sich auf und verschwand hinter einer Reihe von Autos.

Verdammt, ein echter Zombie, der Kerl ... Was ist denn das für ein Wahnsinn ...

Crouzet näherte sich den Wagen, die in einer Reihe vor ihm geparkt waren. Er hatte gesehen, wie sich der Typ dahinter versteckte.

Er musste ihn überraschen.

Ein großer schwarzer Audi versperrte ihm die Sicht. Er nahm seinen Schlagstock vom Gürtel und schlich gebückt im Schutz des Autos voran. Noch ein Schritt ... Er zuckte zurück, aber nicht schnell genug, um der Stirn des Zombies auszuweichen, die mit voller Wucht auf sein Gesicht prallte. Er taumelte. Der Mistkerl hatte ihm mit einem Kopfstoß die Nase gebrochen. Er hatte das Gefühl, sein Schädel müsse vor

Schmerzen platzen. Er versuchte aufzustehen, bekam aber einen Fußtritt in die Kehle und einen zweiten in die Nierengegend. Er brach endgültig zusammen, konnte jedoch noch nach seinem Funkgerät greifen.

Seine Angst hatte sich gelegt. Die Tatsache, diesen Bullen so leicht überwältigt zu haben, hatte ihm wieder Selbstvertrauen gegeben. Sinnlos, noch weiter auf ihn einzuprügeln und sich länger in diesem Parkhaus aufzuhalten. Bald würden mehr Polizisten aufkreuzen, und gegen sie könnte er nichts mehr ausrichten. Der stechende Schmerz in seiner Hüfte holte ihn in die Realität zurück. Alle seine Pläne waren gescheitert, was sollte jetzt aus ihm werden? Er durfte nicht aufgeben, er musste es schaffen. Hinkend steuerte er den Ausgang an.

Crouzet sah dem Zombie nach, der sich entfernte: seinen kahlen Schädel, den unbehaarten Körper mit den vorspringenden Rippen, die weißlich marmorierte Haut ... Er fröstelte. Dieser Typ schien direkt aus einem Todeslager zu kommen.

»BAC12 ... TN12 ... hört ihr mich?«

»Hier BAC12, hast du ihn?«

»Negativ. Er hat mich mit einem Kopfstoß niedergestreckt ...«

»Ist er bewaffnet?«

»Nein. Aber fordere Verstärkung an. Der ist völlig durchgeknallt.«

Der Mann hatte kehrtgemacht, um das Parkhaus zu verlassen, und lief jetzt geradeaus. Am Ende der Rue de Chalon bog er nach rechts in einen Tunnel ein, der zur Seine führte. Die orangefarbenen Neonlichter zogen vorbei, sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er dachte an das Funkgerät des Polizisten, er hätte es zerstören sollen, um das Anrücken der Verstärkung zu verzögern, oder besser noch es mitnehmen müssen, um über ihre Aktionen informiert zu sein ... Aber er war nicht

mehr in der Lage vorauszudenken ... Er musste die letzten Kraftreserven aufwenden, um zu überleben. Er sah alles nur noch verschwommen, und ein dumpfer Schmerz hämmerte ohne Unterlass in seinem Schädel. Er begann wieder zu stöhnen. Das half ihm, Angst und Stress abzubauen.

Am Ausgang des Tunnels sah er das Blaulicht eines Polizeiwagens, der in die Rue de Bercy fuhr. Er wich zur Seite aus und entdeckte Treppenstufen, die zu einer Fußgängerbrücke führten. Der Renault Clio bremste und leuchtete die dunklen Areale mit seinen kräftigen Scheinwerfern aus. Der Typ beschleunigte und hastete die Betontreppe hinauf. Oben angelangt, hielt er kurz inne; seine Lunge brannte. Je enger sich der Schraubstock um ihn zusammenzog, desto schwächer fühlte er sich. Er hob den Kopf und sah die Zivilstreife aus dem Wagen springen und in seine Richtung rennen. Sie hatten ihn entdeckt. Zu Fuß hatte er noch eine geringe Chance ...

Den Männern von der BAC war das Lachen vergangen. Im Eiltempo stürmten sie auf die Fußgängerbrücke und nahmen die Verfolgung des Flüchtigen auf. Metzger allen voran. Der Typ näherte sich dem Geländer. Seine Kräfte ließen nach, seine Beine drohten, ihm den Dienst zu versagen ... Metzger gab sein Letztes, doch plötzlich fuhr der Zombie herum. Der Polizist blieb abrupt stehen. Er sah, wie der Mann über das Geländer stieg und auf einen Straßenbauwagen unter der Brücke sprang.

Metzger keuchte in sein Funkgerät. »TN12, TN12 ...«

»Hier TN12, ich höre ...«

»Er ist uns schon wieder entwischt ... Ich weiß nicht, was das für ein Kerl ist. Schickt Verstärkung. Und sperrt den Sektor 4 ab ... Ich wiederhole, sperrt den Sektor 4 ab.«

Beim Aufprall auf die Ladefläche hatte er das Gefühl gehabt, sein Körper müsste auseinanderbrechen. Dann hatte er sich

auf die Seite gerollt, war auf dem Asphalt gelandet und hatte sich wie durch ein Wunder wieder aufrappeln können.

Jetzt lief er, begleitet von wütendem Hupen, auf dem Mittelstreifen die Rue de Bercy entlang. Er sah das Scheinwerferlicht auf seiner fahlen Haut. Er musste anhalten und sich verstecken, das war die einzige Lösung ... er konnte nicht mehr weiter. Über die Rue Van Gogh würde er an die Seine gelangen, das Erste, was er bei seiner Ankunft in Paris hatte sehen wollen ... Er erinnerte sich an den letzten Frühling, als sein Kindheitstraum wahr geworden war und er vor dem Panorama des Louvre und der Bibliothèque Mazarine auf dem Pont des Arts gestanden hatte. Für kurze Zeit hatte er den Grund seiner Anwesenheit in der französischen Hauptstadt vergessen und sich wie jeder andere gefühlt. Nicht gut, nicht schlecht, nur lebendig ... Sein Bein schmerzte höllisch, es gehorchte ihm nicht mehr, er zog es nach, und nur der Schmerz erinnerte ihn noch daran, dass es Teil seines Körpers war. Inzwischen heulten die Polizeisirenen im gesamten Viertel.

Er folgte weiter der Rue Van Gogh und dachte an das Bild *Bauern beim Kartoffelsetzen*, es war das einzige, das er wirklich kannte. Er hatte eine Postkarte von dem Gemälde gekauft, weil es ihn an seine Heimat erinnerte. Das Blaugrau des Himmels, die braune, abgetragene Kleidung und auch die traurigen Gesichter ... Wie die der Seinen. Seine Familie, Menschen, die daran gewöhnt waren, den Rücken zu beugen. Am Ende der Straße tauchte eine Masse aus Beton und Stahl auf, zu beiden Seiten erleuchtete Kräne. Eine im Bau befindliche Brücke. Es gelang ihm, die Schnellstraße zu überqueren und seinen mageren Körper auf die Blöcke zu hieven. Dann lief er durch die rostigen Metallstangen, ohne sich auch nur einmal umzuwenden. Sein Körper hielt durch, doch er spürte, dass seine Seele nach und nach aufgab. Sie wiegte ihn in Erinnerungen, er sah sein Gesicht als Kind vor sich ... sanfte Bilder ... viel-

leicht, um den Tod weniger schrecklich zu machen. Er hörte, wie ihn die Polizisten von der Schnellstraße aus riefen. Er war angekommen. Er würde sich hier verstecken wie ein waidwundes Tier.

»Was zum Teufel macht der denn ... Los, wir holen ihn«, rief Metzger.

Vier Polizeiwagen parkten am Kai. In Begleitung von zwei uniformierten Beamten kletterten Metzger und Girard auf die Brücke, um den Zombie weiter zu verfolgen. Der hatte jetzt das Ende erreicht und schwankte über dem Nichts.

»Los, ihr beiden startet ein Ablenkungsmanöver, sprecht mit ihm. Wir versuchen, ihn im Schutz der Dunkelheit von der Seite her zu überrumpeln.«

Die Beamten hatten noch keine zwei Schritte gemacht, da wandte sich der Zombie zu ihnen um, bedachte sie mit einem irren Lächeln und sprang ins Nichts.

Als sie das Ende der Brücke erreichten, sahen sie gerade noch, wie der marmorweiße Körper im schwarzen Wasser des Flusses versank.

Kapitel 6

Der Taucher von der Wasserpolizei legte seine Maske an. Er befestigte Bleigewichte an den Gurten, atmete zweimal tief durch und testete das Kommunikationssystem. Auf das Zeichen des Schlauchbootpiloten hin hob er den Daumen und ließ sich rücklings ins Wasser fallen.

Die Bewohner eines Hausboots am Quai Henri IV hatten am frühen Morgen eine Leiche gemeldet, die zwischen dem Bootsrumpf und der Kaimauer trieb. Das war der klassische Fall. Jemand fiel vom Deck, seine Lunge füllte sich mit Wasser, und er ertrank. In einem See konnte eine Leiche lange unentdeckt bleiben, bevor die Gase, die durch die Verwesung abgesondert wurden, sie wie einen Luftballon nach oben steigen ließen. In der Seine hingegen gelangten sie durch das Phänomen der Strudel relativ rasch an die Oberfläche. Und fast immer verfangen sie sich zwischen den Hausbooten und dem Kai.

Als die Einheit den Fundort erreichte, war die Leiche verschwunden.

Der Taucher leerte seine Lunge, um schneller in die Tiefe des trüben Flusses zu sinken. Er klammerte sich an die Rettungsleine, die ein Abtreiben in der Strömung, die um diese Jahreszeit heftiger war, verhindern sollte. Um ihn herum eine dunkle Brühe, in der er kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Er schaltete seine Lampe ein und glitt an der Schraube des ersten Schiffs entlang.

Nichts.

Die Suche nach Wasserleichen war eine Drecksarbeit. Oft nahm man sie erst im letzten Moment wahr. Und da war

immer diese Angst, plötzlich das Gesicht des Toten vor sich zu haben. Jedes Mal hoffte man, die anderen Taucher würden ihn als Erste finden.

Zunächst entdeckte er einen weißen, knotigen Fuß. Mit der Hand fuhr er an dem durch die Leichenstarre steifen Bein entlang, bis er an einen Haufen Lumpen in der Beckengegend geriet. Der äußerst muskulöse, aber erschreckend magere Körper hatte sich im Ruderblatt verfangen. Der Polizeitaucher schwamm um das Ruder herum und hatte das ausgemergelte Gesicht des Toten vor sich. Die glasigen Augen waren weit geöffnet, die Lippen über langen gelben Zähnen geschürzt. Er schaltete seine Lampe aus und das Mikro ein.

»Taucher 1 an Einsatzleitung ... Leiche lokalisiert. Ich komme am Heck des Hausboots nach oben.«

Der Polizeikran hievte den Toten auf den Kai. Der Taucher hatte nur mit Mühe das Bein aus dem Ruder befreien können, dann hatte er den Körper in die Strömung gezogen und dort in ein breites Netz gelegt, ehe er dem Kranführer das Zeichen zur Bergung gegeben hatte. Am Ufer hatten uniformierte Beamte ihre Wagen so geparkt, dass sie einen Sichtschutz gegenüber den Schaulustigen bildeten, die sich hinter der Sicherheitsabspernung zu drängen begannen.

Ein Rechtsmediziner und zwei Kriminaltechniker in weißen Kapuzenoveralls und mit Latexhandschuhen traten näher, entfernten das Netz und legten die Leiche des Zombies auf das Pflaster.

In erster Reihe stand Leguen, der Stellvertreter des Staatsanwalts. Ein schwächlicher dunkelhaariger junger Mann im Flanellanzug und mit feiner Goldrandbrille. Neben ihm Kommissar Martin – 2. Kripo-Division vom Revier Louis-Blanc –, ein Koloss von über einem Meter neunzig mit rasiertem Schädel und leuchtend blauen Augen, sowie Metzger, der Beamte der BAC, der zur Identifizierung der Leiche herbestellt worden war.

Er meldete sich als Erster zu Wort.

»Das ist er ... das ist der Verdächtige von Montagabend.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Leguen.

»Absolut. So einem Gesicht begegnet man nicht alle Tage.«

»Gut«, meinte der Vertreter der Staatsanwaltschaft und öffnete den dünnen Hefter, den er in der Hand hielt. »Dem Protokoll zu Folge haben Sie versucht, das Opfer in der Avenue Daumesnil festzunehmen. Nach einer tätlichen Auseinandersetzung mit einem Ihrer Männer im Parkhaus der Gare de Lyon und einem Fluchtversuch wurde er in die Enge getrieben und ist vom Pont Charles-de-Gaulle in die Seine gesprungen.«

»Ja, wir haben versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, aber er war ganz offensichtlich nicht in einem normalen Zustand.«

»Sie haben angegeben, sein Verhalten habe auf eine psychische Störung oder Drogenabhängigkeit mit Entzugserscheinungen schließen lassen.«

»Ja, ich würde Alkoholeinfluss ausschließen, das passt nicht ... der Typ schien verrückt, aber gleichzeitig klar. Er hat zugeschlagen und einen meiner Leute niedergestreckt.«

»Das könnte in der Tat auf einen Schizophrenen hindeuten, der sich angegriffen fühlt, oder auf einen Drogenabhängigen mit Entzugserscheinungen«, fiel Martin ein. »Da trifft man oft auf äußerst gewalttätige Menschen, die zu allem bereit sind, um an etwas Stoff zu kommen.«

»Haben Sie sich mit den psychiatrischen Krankenhäusern in Verbindung gesetzt?«

»Ja, aber erfolglos.«

»Gut«, meinte Leguen und wandte sich an den Rechtsmediziner und die Kriminaltechniker, die schon bei der Arbeit waren.

Der Zombie lag auf dem Pflaster. Die drei Männer, Metzger allen voran, näherten sich. Der Beamte der BAC musterte den großen, abgemagerten Körper eingehend. Die Hände waren



Jérôme Delafosse

Schwarze Tränen

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0160-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2015

Irland, Herbst 1994. Die Kriegsreporterin Sinead McKeown überlebt als Einzige das Bombenattentat, bei dem sie ihr Kind und ihren Mann verliert. Als die Polizei herausfindet, dass er bereits vor der Explosion erstochen wurde, gerät Sinead unter Verdacht. Auf der Flucht hat sie nur noch ein Ziel – sich an dem wahren Mörder zu rächen. In ihrem Haus entdeckt sie eine erste Spur: ein Glas mit merkwürdig tätowierten Augenlidern. Sie ahnt nicht, dass dieser Fund sie an einen Ort führen wird, der dem tiefsten Wahnsinn der Menschheit entspringt – dort, wo die Tränen nie aufhören zu fließen und eine schreckliche Wahrheit auf sie wartet ...